

94

Paul Parin

Soll man »Geschichten aus Afrika« lesen?

Leopold Rosenmayrs »BAOBAB«

Man soll. Die zwanzig Geschichten, von der ersten zur letzten der 200 Seiten. Dann wird es der Leserin und dem Leser ergehen wie mir, dem Rezensenten: zuletzt werden sie dem liebenswürdigen österreichischen Professor gerne zuhören. Vielleicht würde ihnen einmal, etwa bei der Geschichte »Salia sucht eine sanfte Zweitfrau«, in den Sinn kommen, diese Familien der Bambara haben ihren Honoré de Balzac noch nicht gefunden, und werden weiterlesen, um sich von der Begeisterung anstecken zu lassen, die der gelehrte Rosenmayr vermittelt. Im »Nachwort in eigener Sache« schreibt er: »Das >Abendland< ist wie ein Stützpunkt, von dem man sich lösen, hinauswagen muß zu neuer Entdeckung. Meine Geschichten sind Flämmchen auf diesem Weg des Friedens. Durch das Kleine hindurch leuchten sie als Hinweise auf das Größere, das berühren und verbinden soll.«

Freund Gauß hat mir geschrieben: ...ich weiß schon, Rezensionen sind nicht die liebste Beschäftigung von Dir. Aber vielleicht möchtest Du diesmal ...?

Ich möchte nicht, aber ich muß. Denn nicht oft dürften zwei Autoren mit so ähnlichen Voraussetzungen über ein so ähnliches, ja beinahe gleiches Thema geschrieben haben. Parin, Arzt und Psychoanalytiker aus Zürich, hat während 17 Jahren (1954-1971) sechs ethnopsychanalytische Forschungsreisen nach Westafrika unternommen, war 1977 nochmals dort, und hat 1985 ein Buch jenseits seiner Forschungsabsicht geschrieben: »Zu viele Teufel im Land. Aufzeichnungen eines Afrikareisenden.« Rosenmayr hat etwa 25 Jahre später beinahe ebenso lang in Westafrika geforscht, ist dann »aus den Gleisen der Wissenschaft gesprungen«, hat seine Geschichten geschrieben und sein Buch »Baobab« genannt.

Rosenmayr ging es um die Bestätigung und eventuell um die Korrektur einer sozialwissenschaftlichen Theorie der Lebensalter. Er kam mit zwei Landrovern, begleitet von seiner Frau Heidi, einer Psychotherapeutin, einem Arzt und einem Bildhauer und Graphiker. Das Bambara-Dorf, in dem die meisten Geschichten spielen, liegt, von Europa aus gesehen, nahe bei Parins Dogondorf Sanga, in das es auch Rosenmayr gezogen hat, und wo zwei Geschichten herkommen. Über die

95

methodische Forschung hinaus ging es um »beobachtende Teilnahme«, also um eine Form der Entwicklungshilfe.

Parin und seinem Team ging es ebenfalls um die Nachprüfung einer Theorie, der psychoanalytischen. Die Methode der Forscher kann man »teilnehmende Beobachtung« nennen; es waren keine Hilfeleistungen vorgesehen. Die Psychoanalytikerin Goldy Parin-Matthèy war seine kritische Gefährtin, Morgenthaler und Parin waren Ärzte und Psychoanalytiker, Morgenthaler - später ein bekannter Maler - führte in Afrika stets seinen Zeichenblock mit. Die beiden Forschungsprojekte hatten für die Menschen in Afrika vorerst keinen greifbaren Wert. Wenn ein Dorf bereit ist, europäische Forscher zu empfangen, bringt ihm dies den Vorteil, das Prestige (bei Rosenmayr die Ehre) zu erhöhen, ein wenig medizinische Hilfe und die Hoffnung, einige materielle Güter zu ergattern, Abfälle vom Tisch der Reichen. Sicher lassen sich noch mehr überraschende Ähnlichkeiten finden.

Erzählt Rosenmayr einfach 25 Jahre später aus einem afrikanischen Dorf? Sind aus den beiden Büchern Vergleiche zu ziehen? Erfahren wir etwas über den Kulturwandel in Afrika?

Vergleiche sind immer möglich; ich will sie Leserinnen und Lesern überlassen, die beide Bücher gelesen haben. Ich hingegen will zeigen, wie grundverschieden die Bücher sind, wie anders die Autoren über jeweils *ihr* Afrika geschrieben haben.

Der Titel »Baobab«, der meist blattlose bizarre Brotfruchtbaum, bei Rosenmayr Affenbrotbaum, verspricht Exotisches, und der Autor erzählt sogleich, was er erlebt hat, und Geschichten, die man ihm erzählt hat. »Zu viele Teufel im Land«, der Ausspruch eines äthiopischen Christen, hat den Untertitel »Aufzeichnungen eines Afrikareisenden«. Das ist eine Anspielung an Ivan Turgenievs »Aufzeichnungen eines Jägers«, ein Buch über russische Menschen, das der Autor später, in der Fremde an sein Land zurückdenkend, verfaßt hat. Parin ist und bleibt Reisender, schreibt viele Jahre später, mit dem Blick des Fremden über »sein« Afrika, das er zum Teil erfunden hat, wie jene zweite Falaise, die dem Felsabbruch von Bandiagara nachgedichtet ist. Rosenmayr hingegen ist ganz »drin« in seinem Afrika, und voll seiner (und unserer?) europäischen Magie verhaftet. Seine »regelmäßigen Fahrten nach Afrika seit 1982 waren Expeditionen in die Frühzeit der Menschheit. Afrika zog mich an, weil sich mir dort Urformen des Menschseins zu verkörpern schienen ... Lebensformen, die mich zu den Grundfragen menschlicher Vergesellschaftung führten. Die uralteste Geschichte wurde für mich lebendig. Ich lernte Ahnenkult und magische Beschwörungen, Zauberei, Fluch, Verwünschungen und Sippenrache kennen, die Macht der Eltern über die Kinder ...« Hat sich der Professor der Universität Wien den lange gehegten Wunsch unserer Welt, irgendwo in den Tropen auf »Urformen« des Menschseins zu stoßen, bis zu seinen Reisen nach Westafrika bewahrt? Weiß er nicht, daß unsere Geisteswissenschaften diese Phantasie längst endgültig fallen lassen mußten, daß wir spätestens seit den Forschungen von

Bronislaw Malinowski, Franz Boas und vielen anderen wissen, daß es keine geschichtslosen Völker gibt? Oder daß in Westafrika große Reiche entstanden - und wieder zerfallen - sind, wie Mali oder das Königreich der Ashanti, während sich die kleinen und kleinsten Fürstentümer Deutschlands, eigentliche »Stammländer«, erst im 19. Jahrhundert zu Nationen zusammengeschlossen haben? War Rosenmayr in der Stadt der Kapuzinergruft jeder Ahnenkult fremd, hat er die Magie einer katholischen Messe nicht wahrgenommen, die Votivgaben in den zahlreichen Wallfahrtskirchen

96

seines Landes nicht als wunderwirkende Fetische erkannt, weiß er nicht, daß der Papst - wie vor kurzer Zeit wieder - Männer selig spricht, die kirchlich beglaubigte Wunder vollbracht haben? Hat er in Österreich, auch in den Parlamentsparteien, nie etwas wie Fluch, Verwünschungen und Sippenrache bemerkt? Hat ihm seine Frau, die Psychotherapeutin ist, nie von der Macht heutiger österreichischer Eltern über ihre Kinder berichtet?

Beim Werk eines Schriftstellers sollte man vorsichtig sein. Naivität könnte auch ein literarischer Kunstgriff sein. Der Autor könnte Leserinnen und Leser absichtlich verführen, sich seinem unreflektierten Euro- und Austrozentrismus anzuschließen, damit sie lesend desto erstaunter zur Kenntnis nehmen: Wo ich auf Menschen treffe, ihre Lebensgeschichte höre, ihre Zuneigung oder Abneigung erfahre, da sind sie doch »wie wir«. Nur die Verhältnisse, unter denen sie leben, sind andere, sie sind ärmer, rechtloser, ihr Gemeinwesen wird noch schlechter verwaltet als das unsere. Die Vermutung, daß es sich um einen literarischen Kunstgriff des Autors handelt, läßt sich nicht halten. Er selber liefert immer wieder den Beweis, daß er wirklich so naiv, so wohlgeborgen in längst widerlegten Vorurteilen denkt, bis er eine jener »Geschichten« mit Afrikanern und einigen Afrikanerinnen erfährt oder erlebt, so daß er wieder der wohlwollende Professor sein darf, der er in Wirklichkeit ist.

Als Rosenmayr in Mopti verhaftet wird, vermutet er, der Polizist fasse das Schreiben der UNO wie ein mächtiges Amulett auf; als ob ein Malipolizist nicht wüßte, daß die Vereinten Nationen seit dem Ende der Kolonialherrschaft vor mehr als 20 Jahren die mächtigste »weiße« Organisation in Schwarzafrika sind! Wenn er einen Fetisch kaufen will, ist sein Entschluß davon abhängig, wie der Fetisch auf ihn wirkt, welche Kräfte er durch die Erwerbung auf sich ziehen würde. Wenn der Fetisch zu gefährlich wäre, kauft er ihn nicht: die »Mischung aus Überlegenheit und Heimtücke« im Ausdruck einer Fetischfigur ist ihm unheimlich.

Rosenmayr glaubt die »Gruselgeschichte« vom Kinderopfer der Dogon, kommentiert sie sogar: »Im Spiel um höchsten Gewinn wird der höchste Einsatz erbracht«, und schließt kühn aus dem Abrahammythos, Kindstötung sei erst durch die Propheten des Alten Testaments abgeblockt und

Kinder seien erst im Neuen Testament »unter besonderen Schutz gestellt« worden. Seit den Zeiten des Kolonialismus haben Afrikaner den französischen Herrn - sehr zum wohligen Schauder ihrer frustrierten Damen - ähnliche Gruselmärchen von Kannibalismus, Menschenopfern und dergleichen erzählt. Endlich durften sie etwas hören, das ihre eigene Rasse weit über die wilden Schwarzen erhoben hat.

Bei dieser Bereitschaft, Märchen aufzusitzen, wundert es nicht, daß Rosenmayr die Wurzeln der »sozialen Malaise in Sanga« den psychologischen Folgen afrikanischer Kinderpflege zuschreibt: eine »spezielle Erwartungshaltung« sei bei den Bambara und bei den Dogon in früher Kindheit grundgelegt, ohne scharfe Frustration, ohne Verweigerung und Strenge der Mütter wachsen Kinder »bedürfnisorientiert« auf. Nicht weil die Weißen über alles verfügen und die Dogon von Sanga dem Elend ausgesetzt sind, verlangen sie von den Weißen, nein, so wird der Repräsentant der Verwaltung Joussof Keita belehrt, der »nicht erkannte, woher die Widerstände gegen Selbstinitiative, eigenes Handeln kommen, nämlich aus einer frühen passiven Erwartungshaltung dem Kollektiv gegenüber«.

Die Unwissenheit des Professors ist echt. Einen Hinweis gibt Rosenmayr, der uns hilft, zu verstehen, wie er seine kindlich anmutende Naivität bewahren konnte. Er

97

hat »Sommer (seiner) Kindheit in einem Dorf des österreichischen Mühlviertels verbracht« und vielleicht »etwas von (seiner) unwiederbringlichen Kindheit - in der Einsamkeit Afrikas gesucht«. Auch ich (der Rezensent) bin auf dem Lande aufgewachsen und habe eine grausame Mißhandlung durch einen Knecht, der über meinen Vater sehr zu recht erbost war, in meine Aufzeichnungen aufgenommen. Mit dieser Geschichte wollte ich den Lesern nahebringen, wie Afrikaner fühlen und handeln würden, wenn die Weißen und ihre neuen »Eliten« nicht mächtiger wären als sie. Leopold Rosenmayr hat seine unwiederbringliche Kindheit in Afrika wiedergefunden. Mit »beobachtender Teilnahme« hat er eine Brücke zu den Menschen »in der armen Welt« geschlagen. Im Sinne tätigen Christentums hat er Gutes getan und er hat sich den Kinderglauben von der archaischen Andersartigkeit der Afrikaner bewahrt. Sein Afrika mußte er nicht erfinden, er hat es aus einer katholischen Kinderstube mitgebracht. Und dennoch hat er so viel erlebt und erfahren, daß wir mit wachsender Spannung weiterlesen. Es ist besonders reizvoll zu lesen, wie der Professor seine anscheinend taxonomische Forschungsarbeit verläßt, bemerkt, daß Afrikaner Menschen unserer Zeit sind, und immer wieder aus dem Dickicht seiner Vorurteile und Erwartungen ins Freie tritt

Parin 1998e

Soll man „Geschichten aus Afrika“ lesen? Leopold Rosenmayrs „Baobab“. In: Literatur und Kritik 325/326 (Salzburg), 33, 94-97.

Leopold Rosenmayr: BAOBAB, Geschichten aus Westafrika. Leske & Budrich, Opladen 1997.

Paul Parin: Zu viele Teufel im Land. Aufzeichnungen eines Afrikareisenden. Hamburg 1993

(E.V.A. Taschenbuch, 2. Auflage).